Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 35

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645841

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
1. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Rosa Heller-Lauffer.

Zwei Bäume.

Ein jeder steht fest an jenem Ort,
Den ihm gegeben des Schöpfers Wort.

Und jedem holt die Wurzel die Kraft,
Drum fließt in jedem ureigener Saft.

Doch sieh, wie das Sehnen beider nach Licht
Ihre Kronen ganz ineinander verflicht.

Zuflucht.

Ob Leid die Seele tief in nächt'ges Dunkel hülle,
Ob Lust mich ganz mit Seligkeit erfülle,
Ich bin bei dir.

Ich weiß, auch deine Seele kennt das heiße Ringen,
Drum tragen Freud und Schmerz auf starken Schwingen
Mich hin zu dir.

Und jedes wächst, erlöst im andern.
Und jubelnd dürfen wir im Lichte wandern.
Ich mit dir.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 35

Nach und nach hatte sich das Tantchen daran gewöhnt, sich den Sidney allein und ohne ihn umgebende eheliche Liebe zu denken. Sie fand, daß er immer schöner male und immer herrlichere Sachen mache, und in den Zeitungen las sie immer größere und wärmere Artikel über ihn. Zum zweitenmal hatte er eine goldene Medaille erhalten. Er gehöre nun, so erzählte sie Rahel, zu den allerersten Malern, nur wolle er selbst es immer nicht glauben, und mache lauter Ausrufungszeichen und Fragezeichen in seinen Briefen, wenn er von seiner Kunst schreibe, und sie merke es gut — das könne sie, etwas merken —, daß er mit sich selbst nicht zufrieden sei. Sie begriffe das nicht, denn was der Mensch eigentlich mehr wolle, als berühmt sein und viel Geld verdienen?

Rahel wußte, was Sidney fehlte. Sie wußte es aus seinen Briefen, daß er immer noch das suchte, was er seit Jahren zu erlangen hoffe. Hie und da kam ein freudiger und mutiger Brief, in dem Sidney davon sprach, daß er dem, was er wolle, einen Schritt näher gekommen sei, und daß er ein Bild geschaffen habe, das er ohne Scham gezeichnet. Dann aber hieß es wieder: „Ich weiß, das Bild ist gut. Warum nicht. Aber mein Eigenstes ist nicht darin, das kenne ich selbst noch nicht. Ich weiß aber, daß ich mehr leisten kann als ich leiste. Was fehlt mir, um es zu finden? Denke nur nicht, Rahel, daß meine Ehe irgend etwas dazu hätte beitragen können. Ich erkannte es von Anfang an, daß Ilse von meiner Seele nichts wußte, mir also nicht helfen konnte. Und noch weniger denke, daß die Trennung von ihr mich beeinflussen kann. Im Gegenteil, ich kann meinen Weg ruhiger gehen und unbekümmerter. Daß sie ihr Leben so führen wollte, wie sie es führte, das war mir eine Ueberraschung. Mich davon quälen zu lassen, fiel mir nicht ein. Ich bin ich, und sie ist sie. Aber es ist gut, daß wir uns getrennt haben. Wie einfach ist alles, wenn man den Muk hat, sich zu sagen: So fühlst du, und so fühlen andere. Was kümmert mich das Fühlen der andern? Sobald ich wußte, daß es mir keinerlei Schmerz und keinerlei Mühe kosten würde, meine Wege zu gehen, ging ich sie. Aber noch suche ich. Weißt du vielleicht, Rahel, was mir zur Größe fehlt?...

In diesen Tagen geschah es, daß Vetter Ludwig einen Besuch im weißen Hause machte. Er saß ebenso rot im Gesicht wie früher, ebenso schüchtern, ebenso lang und dünn auf dem gelben Sofa, nur daß seine Haare grau geworden waren, und er überhaupt mitgenommen und verblaßt aus-

sah. Er war gekommen, um nochmals um Ottilie Lenz zu werben, denn es fing an, ihm in seinem Junggesellentum unbehaglich und kühl zu werden. Nie hatte ihn der Wunsch nach der blonden, fetten, ideenarmen und gutmütigen Frau verlassen, und er sagte sich, daß auch sie sich darnach sehnen müsse, endlich ein eigenes Heim zu besitzen, denn das weiße Haus war ja Rahels Eigentum geworden, und Ottilie spielte darin nach wie vor die Rolle der Haushälterin. Er entschloß sich, so schnell als es ihm möglich war, ließ sich bei Ottilie melden, und trat mit ihr nach kurzer Zeit strahlend und stammelnd vor Rahel, ihr sein Glück zu verkünden.

Rahel, die im Grunde mit keiner Faser mit ihrer Mutter verbunden war, hatte ein unbehagliches Gefühl des Widerstandes, wie alle erwachsenen Kinder ihren Eltern gegenüber haben, wenn diese der Liebe nahegetreten sind, und dies merken lassen. Das verschämte, süße, liebe und sentimentale Gesicht Ottiliens ließ Rahel sehr höflich, freundlich und voll bester Form ihrer Mutter Glück wünschen.

Rasch wurde die Hochzeit bereitet, da nichts fehlte in des Vetters Hause, als eben die Frau. Eine Hochzeitsreise von mehreren Monaten Dauer führte Ottilie auf den höchsten Gipfel des von ihr erträumten Glückes. Ruhig und selbständig konnte Rahel im weißen Hause als Herrin die Zügel ergreifen.

Wenn Rahel an den Tag ihrer Hochzeit dachte, hatte sie stets das sonderbare Gefühl, daß nicht sie es gewesen, die jenen Tag erlebt. Sie sah eine weiße Gestalt in das Dorfkirchlein eintreten, von Schleiern wie von Nebeln verhüllt, sie sah den Mann an ihrer Seite, seinen Arm in den ihren gelegt, langsam neben ihr durch den langen, blumenbestreuten Gang schreiten, sie erinnerte sich, daß er und sie auf seidenen Kissen kniend den Segen des Pfarrers erhalten, sie sah das alles, als sei sie unter den Gästen gesessen und habe zugeschaut. Dann aber vermochte sie es nicht mehr, sich den Gang der Handlung vorzustellen, noch auch vermochte sie sich ihrer Gefühle zu erinnern. Es war da eine Dunkelheit, eine Wolke, die verhüllte, was sie deutlich zu sehen sich bemühte. Sie wußte noch, daß irgend etwas sie plötzlich erschreckt hatte, daß irgendein Gedanke in ihr aufgeblitzt und erschrocken wieder erloschen war. Auch das wußte sie noch, daß, als Johannes seine Hand auf die ihre legte, um ihr den Ring anzustecken, ein jähes und unaussprechliches Gefühl sie überfallen, eine Sehnsucht, ein Schmerz, der sie schneidend durchzuckt hatte: Warum nicht Sidney? Sie hatte ihre Hand unter der Johannes' weggerissen. Eine Sekunde nur, und die schwarze dunkle Wolke des Vergessens verdrängte jeden Gedanken an das kurze Erlebnis. Als sie aufstand, schaute sie mit Freude auf Johannes und wußte, daß ihr Leben nun einen Zweck hatte, der ihrer quälenden Sehnsucht den Weg weisen würde.

Johannes hatte, seit Rahel ihm gelobt, seine Frau zu werden, in einem Taumel des Glückes gelebt. Der ruhige, abgeklärte und in allen Dingen des Lebens gelassene Mann kannte sich nicht mehr. Kaum vermochte er es, seine Gedanken von Rahel abzuwenden und sich für irgend etwas zu erwärmen, das nicht sie war. Gewaltsam sagte er sich jeden Morgen, daß die Liebe wohl ein Weg zur Entwicklung sei, doch nicht das Ziel, nicht die Vollendung. Es half ihm wenig. Seine Sinne schärften sich, um nichts von Rahels Wesen zu verlieren, und zugleich mühte er sich, sie den Sturm nicht ahnen zu lassen, der ihn durchtobte, um sie nicht zu erschrecken.

Johannes wußte, daß Rahel ihn nicht so liebte, wie er sie. Dennoch vermochte er es nie, die Frage zu tun: Liebst du mich? Das Uebermaß seiner Gefühle hatte auch sein Gewissen übertönt, und wenn dennoch die warnende Stimme sich erhob und ihm sagte, daß er genommen hatte, was er nicht hätte nehmen sollen, wuchs sein Liebeswille so mächtig empor, daß er wie ein Sturm den Gesang seiner Liebe übertönte. Scheu ging er in seinem eigenen Garten herum. Zum erstenmal war er nicht wahr gegen sich selbst und verlor deshalb seine heitere Ruhe. Er klammerte sich mit seinem ganzen Wesen an einen andern Menschen, und verlor den Glauben an sich selbst, ja, er verlor die Fähigkeit, jedes Ding klar und unpersönlich zu schauen, wie das Leiden und das Leben ihn gelehrt, und empfand und dachte jedes Ding nur mehr im Hinblick darauf, wie Rahel es empfinden und denken würde. Er verlor das Gleichgewicht, das ihm eine ungewöhnliche Macht über andere gegeben und legte diese Macht in Rahels Hände, sicher, daß sie sie wohl gebrauchen, aber nicht mißbrauchen würde.

Wenn Rahel, solange sie verlobt waren, am Abend von ihm gegangen war, lebte er in einer unbestimmten Angst, sie könne nicht wiederkommen, und diese Angst verließ ihn nicht, auch als sie längst seine Frau geworden. Er war so ganz auf sie angewiesen, und er stand so waffenlos da, so ohne Schild und Speer ihr gegenüber, daß dies Gefühl beängstigend auf ihn wirken mußte, nun, da sein Anker nicht mehr in ihm selbst Grund fand. Niemals eingestanden, niemals ganz erkannt, lebte von der ersten Stunde an die Furcht in ihm, Rahel zu verlieren, und er umgab sie mit seinen Wünschen und Aengstigungen wie mit einer unsichtbaren Mauer, die stark auf Rahel wirkte und sie oft ungeduldig machte und reizte.

Seine unendliche Feinfühligkeit ließ ihn erraten, wann seine Zärtlichkeit ihr nicht erwünscht war, und dank seiner Liebe vermochte er es, sie wie eine Mutter zu trösten oder zu ermuntern, wenn sie betrübt oder bedrückt war. Erzählte sie aber von ihrem Aufenthalt in der Stadt, oder fröhlich und erfreut aus Sidneys Briefen, so packte ihn eine unerklärliche Angst, die ihn tagelang verfolgte.

Rahel aber ging ruhig neben ihm, erwärmt und beleuchtet von seiner Liebe. Wenn sie ihn durch den Garten geleitete, ihn sorglich führte, freundlich seine Hand in der ihren hielt, ihm Früchte pflückte, Blumen brach, oder wie früher durch die Allee ging mit ihm, sah jedermann ihr nach und freute sich für den Blinden über die liebevolle Gefährtin.

Was Rahel erhofft, war ihr nicht geschehen. Sie empfand keine Liebe für Johannes, es drängte sie nie zu ihm. Sie duldete seine Umarmungen, sie suchte sie nicht. Sie hatte sich manchmal zu überwinden, um nicht ungeduldig abweisend ihn zu verletzen, wenn er ihre Liebe begehrte. Es gelang ihm nicht, das Feuer ihrer Sinne zum Lodern zu bringen.

Unmerklich hatte sich in ihren Gefühlen Johannes gegenüber eine Aenderung vollzogen. Die Verehrung, die sie für ihn gehegt, war gewichen. Das Mitleid, das sie oft

Besuch. — Nach einem Gemälde von Peter Philippi.

beklemmend beherrscht hatte, hatte sich in mütterliches Sorgen verwandelt. Sie war sich der Macht, die sie über ihn hatte, bewußt geworden, zu deutlich, um noch als Schülerin, als Kind, als Verehrende neben ihm zu leben. Sie war es nun, die angebetet wurde, sie war es, um deren Besitz, um deren Liebe, deren Anhänglichkeit Johannes täglich neu sich mühen mußte. Das Opfer, das bringen zu können sie sich auf der kleinen Bank im Weinberg gemüht hatte, war kein Opfer mehr. Das Bewußtsein ihrer Macht übertönte Unruhe und Sehnsucht und löste sie von vielen Vorurteilen, die sie noch, Erbe einer langen Tradition, in sich verborgen gehalten. Sie war kein Kind mehr, das gehorchen mußte, kein junges Mädchen mehr, das keinen eigenen Willen hatte, kein Anhängsel mehr. Sie war Herrin geworden.

Seltsam kam es ihr vor, daß sie damals einer Pflicht, einem Ruf der Barmherzigkeit zu folgen glaubte, als sie Frau Attingers Wunsch zu erfüllen trachtete, der nun der Weg zu ihrer Selbständigkeit geworden war. Sie glaubte nun frei zu sein von allem was sie gebunden. Ihr Denken ging ungehemmt eigene Wege, und sie verwarf Gefühle, die sie darum empfand, weil sie herkömmliche waren. Jede Erkenntnis begrüßte sie mit Freude, jedes Loslösen von rein herkömmlichem mit Befriedigung und Stolz. Daß sie mit immer größerer Kühle neben ihrem Mann ging, wurde ihr nicht bewußt. Sie wunderte sich oft, daß sie von seiner heißen Liebe nicht mitgerissen wurde, oder sie staunte über sich selbst, daß sie gelassen, beinahe ohne Gefühle, mitanhören konnte, wie er von seiner Angst um sie, von seiner unendlichen Dankbarkeit, daß sie die Seine geworden, sprach. Sie war aber gleichmäßig ruhig, gleichmäßig liebevoll um ihn bemüht, und freute sich ihrer innern Freiheit, die ja auch Johannes zugute kam.

Rahels äußeres Leben verlief gleichmäßig und ruhig, da jede Stunde ihr eigen war, und sie, was sie auch tun mochte, es aus freiem Willen tat, und was sie auch sagte, seinem Verständnis begegnete. So wie sie war, beglückte sie Johannes.

Im Haus besorgten gute Dienstboten das Nötige. Ein Gärtner hielt den Garten in Ordnung, und ein Kutscher sorgte für die zwei Pferde, deren eines ein Arbeitspferd, das andere ein Reitpferd war und Rahel gehörte. Es hatte sich beim Tode der Frau Attinger herausgestellt, daß Johannes ein reiches Erbe zu übernehmen hatte, und als er und Rahel nach Adeline Petitpierres Tod das weiße Haus bezogen, wurde das Attingersche Besitztum mit Vorteil verkauft. —

Wer Rahel durch den Garten gehen sah mit ihrem gelassenen, schönen Gang, Blumen im Arm, oder wer sie Früchte pflücken sah, der konnte einen Seufzer des Neides nicht unterdrücken, noch weniger der, der ihr nachsah, wenn sie die Allee entlang ritt, in einer nicht zu deutenden, königlichen Art. Ruhe lag auf ihrem schönen Gesicht, und ihre Augen suchten nicht sehnsüchtig ein fernes Glück, noch blickten sie ängstlich nach einem andern Augenpaar, um sich nach ihm zu richten, wie sie Rahels ganze Jugend hindurch sich gewöhnt hatten.

Johannes, der sich von jeher um seiner innern Unabhängigkeit willen als Herrn, wenn auch nicht über andere, so doch über sich und die Ereignisse gefühlt hatte, war freiwillig Rahels Diener und Knecht geworden. Auch da mißbrauchte sie ihre Macht nicht, da ihr, ohne es sich je bewußt zu sein, nicht genug daran lag, sie Johannes gegenüber zu gebrauchen. Und eben darum war er ihr so ganz verfallen.

Es kam aber eine Zeit, in der in Rahel wieder erwachte, was so lange geschwiegen. Neben äußerer Unruhe begann eine innere Rastlosigkeit, ja Gereiztheit, wach zu

Aus dem „Saffa"-Festzug: Modistinnen. (Phot. O. Rohr, Bern.

werden. Sie begehrte, kleine Reisen zu machen, oder wünschte, fremde Länder zu sehen. Sie fuhr oft in die Stadt, ritt öfters als sonst, fuhr täglich im Kahn, lud sich Bekannte und Freunde ein, und wurde ungeduldig Johannes gegenüber, der mit Befremden diese Veränderung wahrnahm, noch ehe sie deutlich geworden. Er mühte sich, Rahel zu verstehen, und es gelang ihm, durch seine immer und immer sich gleichbleibende Liebe ihr gegenüber, auch sie wieder an seiner Ruhe teilnehmen zu lassen. Aber nicht lange. Rahel erwachte neuerdings zu verändertem Wesen, wurde still, scheu, langweilte sich, saß stundenlang auf der kleinen Bank im Weinberg, oder ging, als es kühler wurde, am See entlang, grübelnd, schwere Gedanken von Zeit zu Zeit mit Gewalt verjagend, dann wieder seufzend, und endlich sogar in Tränen ausbrechend. Und wußte nicht warum. Sie sagte sich, daß sie alles habe, was sie je hätte wünschen können, daß sie überschüttet werde mit Liebe, Geschenken, Bewunderung und Anerkennung, daß sie Herrin eines schönen Besitztums sei, angenehme Arbeit habe, ihr Pferd, das sie liebte, reiten konnte, so oft sie wollte, aber das alles waren Worte für sie, die nicht von Gefühlen begleitet wurden und deshalb leer blieben. (Fortsetzung folgt.)

Der „Saffa"-Festzug.

I.

In Bern sind wir ja, was diese ergötzliche Sache betrifft, sehr glücklich dran: kaum ein Jahr, daß nicht so eine prunkende Festzugsherrlichkeit durch die Stadt schillert und musiziert. Sehr schön; denn das zeugt von einer gewissen geistigen Regsamkeit, und das Volk, das wir alle sind, wacht von Zeit zu Zeit immer wieder aus seiner Alltagsschläfrigkeit auf und schaut das Leben in Gleichnissen und Bildern und den Werktag in Sonntagshosen. Aber den Veranstaltern muß ihre Aufgabe mit jedemmal immer schwerer fallen. Denn der ewigen Wiederholungen wird man bald müde; und wo ist der Kopf, der etwas Neues weiß, und wo die Hand, die etwas Apartes schafft? Und siehe, ohne daß man es merkt, opfert man auch schon dem Götzen der Zeit: man beißt die Zähne zusammen und schielt nach einem Rekord aus.

Zwar — unsere Frauen hatten es sicherlich nicht auf einen Rekord abgesehen; es ging ihnen um Wichtigeres, und das sei ihnen zur Ehre angerechnet. Freilich, man erwartete gerade von ihnen etwas ganz Besonderes — nicht in der äußeren Aufstutzung, aber doch in der soliden inneren Qualität — und dazu hatte man das liebe Recht. Denn: Frauentum aller Zeiten, Frauliches in allen Formen und Spielarten — wahrhaftig, das konnte einen Prachtskerl von einem Festzug absetzen, prophezeite man.

II.

Es kam, wie es kommen mußte: Als sich der Festzug, wie ein Riesenwurm mit tausend schillernden Ringen, fröhlich und bunt durch die Straßen wand, gab es unter den Zuschauern begeisterte Klatscher, zufriedene Lächler und sanft enttäuschte Kopfschüttler.

Zufriedene Lächler: Denn diese stumm einherschreitenden Aviatikerinnen mit den müden Propellern an der Spitze des Zuges — nun, das war immerhin einmal etwas Neues, wenngleich die dreizehn Autos, lauter prächtige Wagen, die ihnen so leise folgten, viel eher nach blitzhurtiger Kilometerfresserei aussahen. Dann lächelte man über das „alte und das neue Haus" (gottlob mehr über das neue als über das alte!) und noch über dies und das, und immer war dieses Lächeln ein stilles Jasagen zum Witz der Darsteller oder zur Pracht einer besonders gut gelungenen Gruppe.

Enttäuschte Kopfschüttler: Denn hie und da war wirklich ein ernsthaftes Kopfschütteln am Platz, besonders da, wo eine berechtigte große Erwartung so jäh in Brüche ging wie z. B. beim trostlosen Anblick jener paar Wagen, die der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur — hätten gelten sollen! Warum gerade sie? fragte man sich, und man tröstete sich höchstens mit der Annahme, daß unsere Künstlerinnen in der übereifrigen Sorge für das Ganze des Zuges eben ihren eigenen kleinen Teil vergessen haben mochten. Dann freilich, Hut ab vor ihnen! Aber . . .

Und begeisterte Klatscher: Denn zwischenhinein brachte der Zug doch immer wieder das eine und andere Prachtsstück, das entweder maßlos lustig oder unerhört herzrührend (und oft beides in einem) war. Und gerade hier zeigte es sich, daß das Einfache und Zunächstliegende auch immer das Beste und Packendste ist. Ein Bild wie diese köstliche Illustration zu Uhlands Ballade „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" ist in ihrer schlichten Trefflichkeit einfach unverwischbar; ein Aufzug, wie ihn diese Modeschau der letzten fünfzig Jahre darstellte, bleibt in seiner bodenlosen Drolligkeit ewig unübertrefflich; an die sinnige Darstellung der vier Jahreszeiten, wie sie uns die rührigen Laupener schenkten, wird sich auch der bissigste Kritiker nicht heranwagen; ganz zu schweigen von den paar wirklich hochwertigen Bildern aus Industrie und Handel und von der bereits berühmt gewordenen Schnecke der Frauenstimmrechtlerinnen („O daß es ewig bei der Schnecke bliebe!" flüsterte mein boshafter Nachbar mir ins Ohr).

Alles in allem genommen, zeugte der „Saffa"-Festzug neben ein paar mißglückten Oberflächlichkeiten doch von viel Phantasie und großer darstellerischer Geschicklichkeit. Irgendwie kam das meiste zur Sprache: Sonntag und Werktag des Frauenlebens, jeder ernste und frohe Zug der Frauenseele, besinnliche Rückschau in Vergangenes und krampfhaftes Fäusteballen zum Fortschritt, Friedliches und Kämpferisches — und in allem und über allem immer wieder die augenblickliche frohe Laune und jener süße Zauber des Frauenhumors, der vielleicht doch von allem das Beste bleibt.